Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 3 (1927)
Heft: 37

Artikel: Kinder aus dem Westen
Autor: Henry, O.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758019

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KINDER AUS DEM WESTEN

Von O. HENRY

Berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Elsa Brod

(Nachdruck verboten)

Montagu Silwer, der Feinste der Straßenhändler und der Geschickteste der Spitzbuben des Westens, sagte zu mir in Little-Rock: «Wenn du einmal Gehirnerweichung bekommst, Bill, oder zu alt sein wirst, um die Erwachsenen ehrlich zu bemogeln, fahre nach New York. Im Westen werden die Dummen jede Minute geboren, aber New York legt sie wie Fischeier in Myriaden zu Haufen. Dort sind sie zahllos.»

Zwei Jahre nach diesem Gespräch bemerkte ich, daß es mir schwer fiel, die Namen der russischen Admirale zu behalten. Auch entdeckte ich hinter meinem linken Ohr eine Strähne grauen Haares. Ich fand, daß es Zeit war, dem Rate Silwers zu folgen und nach New York zu fahren.

Eines schönen Tages, beiläufig um 12 Uhr mittags, stieß ich auf New York hinab und begab mich direkt auf die Broadway. Wen sah ich dort? Silwer in eigener Person. Er lehnte an der Mauer eines Hotels und polierte mit einem Seidentaschentuch die Halbmonde seiner Nägel. Irgendwelche Galanterieware war neben ihm ausgelegt.

«Bist du alt und schwach geworden?» fragte ich.

«Hallo, Bill!» rief Silwer, «ich bin froh, dich zu sehen! Ja, weißt du, es schien mir, daß der Westen zu klug geworden ist. Ich habe mir New York für die Nachspeise aufgehoben. Freilich ist es niederträchtig von mir, diese Leute auszuplündern. Was wissen die? Nichts! Sie denken immer nach und sind geschäftig. Ich mache diesen Schwachsinnigen Impfungen. Ich möchte aber nicht, daß es meine Mutter erfährt. Sie hat mich für etwas Besseres erzogen.»

«Und wie sieht es in deinem Empfangszimmer aus, alter Doktor? Gibt es viele Patienten, die nach deinen Impfungen lechzen?»

«Nein, nicht besonders viele . . . Ich bin erst seit einem Monat hier. Aber ich bin bereit, zu beginnen. Alle diese Einfaltspinsel, die dazu bestimmt sind, ein Stückchen ihrer Haut für die Wiederherstellung meiner Finanzen zu opfern, sind ja wie die Säuglinge. Ich kenne diese Stadt besser als eine Katze im städtischen Rathaus die Ratsherren. Ich habe diese Stadt studiert. Hier liegen die Leute schichtenweise auf dem Boden und heulen: «Um Gottes willen, nehmt uns rasch unser Geld ab!» Sie schlagen aus, wenn man sich um eine Minute verspätet, sich ihrer zu bedienen. Komm zu mir, und ich werde dir alles erzählen. Bill, komm zu mir, wir werden die Stadt gemeinsam bearbeiten, so wie wir es in den guten alten Zeiten getan haben.»

Silwer führte mich in sein Hotelzimmer. Seltsame Sachen lagen da herum.

«Es gibt eine Menge von Systemen, diesen großstädtischen Einfaltspinseln das Geld abzunehmen. Sie beißen in jede Lockspeise. Sie haben meistenteils ein weichgekochtes Gehirn. Je intelligenter sie sind, um so weniger Verstand haben sie. Unlängst hat ein Mann dem Pierpont Morgan das Bild des jüngeren Rockefeller in Oelfarben verkauft. Er drängte es ihm auf und behauptete, es sei das berühmte Bild Andres del Sartos: «Der junge Johann der Täufer.» — Siehst du, Bill, dort in der Ecke ein Paket gedruckten Papieres? Das sind Goldgrubenaktien. Eines Tages ging ich auf die Straße, um sie zu verkaufen, mußte aber nach zwei Stunden aufhören. Weißt du, warum? Man arretierte mich, da ich die Straßenordnung störte. Die Menschen prügelten sich, rissen mir die Aktien aus den Händen. Während man mich auf die Polizei führte, verkaufte ich dem Schutzmann eine ordentliche Partie davon. — Ich hatte hier noch ein Plänchen, aber es ist mir gar zu glatt gelungen, so daß ich gezwungen war, es zu lassen. Siehst du dort die Flasche blauer Tinte auf dem Tische? Ich tätowierte mir auf den Arm einen blauen Anker, kam in die Bank und sagte den Leuten, daß ich der Neffe des Admirals Davy sei. Sie wollten mir gleich von seinem Konto 1000 Dollar auszahlen. Und ich hätte sie bekommen, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, wie der Admiral mit dem Vornamen heißt. — Das alles zeigt doch, was für eine unbefangene Stadt New York ist. Selbst die Diebe werden hier nicht in ein Haus gehen, wenn sie nicht wissen, daß es dort ein warmes Nachtmal und Leute gibt, die sie bedienen.»

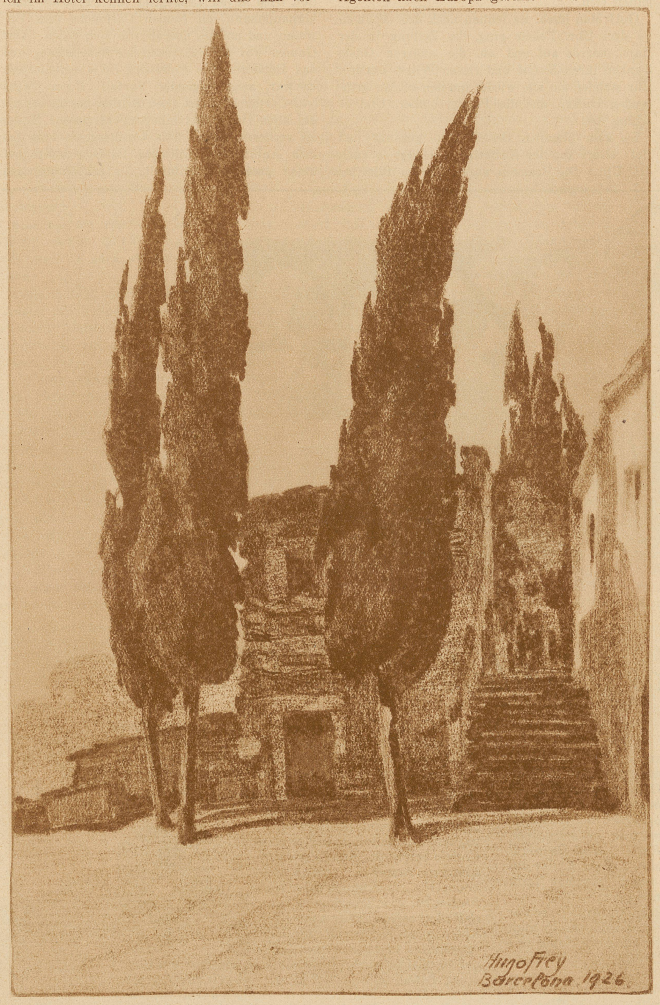
«Lassen wir diese Hyperbel,» sagte ich. «Hast du jetzt, in diesem Moment ein Mittel, New York ein paar Dollar zu entlocken? Selbstredend ohne dich an die Heilsarmee zu wenden?»

«Ich kenne ein Dutzend Möglichkeiten, Wieviel Geld hast du, Bill?»

«Tausend Dollar,» sagte ich.

«Ich habe tausendzweihundert,» sagte Silwer. «Wir werden unser Geld zusammenlegen und eine große Kombination machen. Es gibt eine solche Menge von Mitteln, unser Kapital in eine Million zu verwandeln, daß ich wirklich nicht weiß, wo wir anfangen sollen.»

Silwer erschien am nächsten Tag bei mir im Hotel. Sein Gesicht strahlte von stiller Freude. «Heute nachmittag werden wir mit Pierpont Morgan sprechen,» sagte er. «Ein Mensch, den ich im Hotel kennen lernte, will uns ihm vorstellen. Er ist sein Freund. Er sagt, Morgan liebe die Burschen aus dem Westen.»



MOTIV AUS SPANIEN
AUS DER AUSSTELLUNG VON HUGO FREY

«Das ist wunderbar,» sagte ich, «ich möchte Herrn Morgan gern kennen lernen.»

«Es wird uns gar nicht schaden,» sagte Silwer, «die Bekanntschaft einiger Finanzkönige zu machen. Im großen und ganzen gefällt mir die Höflichkeit, die man in New York den Ankömmlingen entgegenbringt.»

Der Mann, den Silwer im Hotel kennen gelernt hatte, hieß Klein. Um drei Uhr führte er seinen Freund Morgan in das Hotelzimmer Silwers in der Wallstreet. Der linke Fuß des Herrn Morgan war in ein türkisches Tuch gewickelt, so wie wir es auf dem Bilde gesehen hatten, und er stützte sich auf einen Stock.

«Herr Silwer und Herr Peskud,» sagte Klein. «Mir scheint es überflüssig, den Namen des größten Finanzkönigs zu nennen . . .»

«Schweig, Klein,» sagte Herr Morgan. «Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, meine Herren. Der Westen interessiert mich. Klein sagte mir, daß Ihr aus Little-Rock seid? Ich glaube, ich habe dort in der Umgebung ein paar Eisenbahnen. Kennt niemand von Euch den einäugigen Peters dort bei Euch in Little-Rock?»

Bevor wir antworten konnten, stand Herr Morgen auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, klopfte ärgerlich mit seinem Stock auf den Boden und schimpfte gereizt.

«Was ist dir, Pierpont?» fragte lächelnd Klein. «Hast du heute auf der Börse verloren?»

«Auf der Börse? Zum Teufel mit der Börse!» brüllte Herr Morgan. Es ist immer nur dieses verfluchte Bild, um dessentwillen ich meinen Agenten nach Europa geschickt habe. Ich muß immerfort daran denken. Er telegraphierte mir heute, daß er es in ganz Italien nicht finden kann. Ich hätte für dieses Bild sofort fünfzigtausend Dollar bezahlt. Aber was! Fünfundsiebzigtausend! Ich habe meinem Agenten plein pouvoir gegeben . . . er soll es auf jeden Fall kaufen! Ich kann nicht verstehen, warum diese Bildergalerien keinen Leonardo da Vinci verkaufen wollen!»

«Was soll das heißen, Morgan,» sagte Klein, «ich dachte, daß bereits alle Bilder von da Vinci dir gehören?»

«Um welches Bild handelt es sich, Herr Morgan?» fragte Silwer. «Es wird sicher so groß wie die Wand sein?»

«Es scheint, daß Ihre künstlerische Bildung noch nicht beendet ist, Herr Silwer,» sagte Morgan. «Jenes Bild ist 27 mal 42 Zoll groß und heißt «Liebeständelei». Es stellt einige Mannequin-Girls dar, die einen Twostep am Ufer eines roten Flusses tanzen. Mein Agent telegraphierte mir, es wäre möglich, daß sich dieses Bild hier in Amerika befindet. Ohne dieses Bild wird meine Sammlung nie als komplett betrachtet werden können. Ja, meine Herren . . . Auf Wiedersehen, indessen. Wir Finanzleute stehen früh auf . . . ich bin müde.»

Herr Morgan und Herr Klein fuhren zusammen im Fiaker weg. Wir sprachen mit Silwer davon, wie einfältig und vertrauensselig die großen Menschen sind. Silwer sagte, es wäre niederträchtig, so einen Menschen wie Morgan auszuplündern. Ich sagte, meiner Meinung nach wäre es jedenfalls unfair. Klein kam zurück und lud uns zu einem Spaziergang ein. Wir begaben uns in die 7. Avenue, um uns dort umzusehen. Klein sah im Schaufenster eines Kommissionsgeschäftes ein Paar Hemdknöpfe; sie blendeten ihn. Wir gingen mit ihm hinein und sahen uns verschiedene Sachen an, während er die Knöpfe kaufte.

Als wir ins Hotel zurückkamen und Klein sich entfernt hatte, sprang Silwer zu mir und fuchtelte mit den Händen herum. «Hast du es gesehen, Billy? Hast du es bemerkt?»

«Was denn?»

«Wieso was? Das Bild, das Morgan sucht. Es hängt direkt hinter dem Schreibpult in dem Kommissionsgeschäft. Ich wollte in Kleins Anwesenheit nichts sagen. Das ist das richtige Bild, genau so wie Klein es beschrieben hat. Die Mädchen sind ungeheuer natürlich gemalt. Und alle tänzeln am Ufer des Flusses. Wieviel sagte Herr Morgan, würde er dafür geben? Hör doch auf. Wie können sie in jenem Kommissionsgeschäft wissen, was es wert ist?»

Als das betreffende Geschäft am andern Morgen geöffnet wurde, standen ich und Silwer davor, mit einer Miene, als ob wir gekommen wären, unsere besten Anzüge zu verkaufen. Wir spazierten hinein und begannen die Uhrketten zu betrachten.

«Dort haben Sie ein fein bemaltes Stück hängen,» bemerkte Silwer, «mir gefällt dieses Mädel mit den nackten Schulterblättern im kurzen Jakkerl. Wenn Ihnen drei Dollar für das Geschirr, das vor dem Bild steht, genügen, so schmeißen Sie den Krempel hinunter und reichen Sie mir das Bild.»

Der Geschäftsmann lächelte und fuhr fort, uns die Uhrketten zu zeigen.

«Dieses Bild,» sagte er, «hat vor einem Jahr ein Italiener bei mir versetzt. Ich habe ihm dafür 500 Dollar gegeben. Es heißt «Liebeständelei» und ist von Leonardo da Vinci gemalt. — Diese Uhrketten sind jetzt sehr modern.»

Eine halbe Stunde später bezählten ich und Silwer dem Geschäftsinhaber 2000 Dollar für das Bild und nahmen es gleich mit. Silwer nahm einen Fiaker und fuhr mit dem Bild zu Morgan in dessen Kanzlei. Ich ging ins Hotel und erwartete ihn dort. Zwei Stunden später kam Silwer zurück.

Silwer setzte sich und spielte mit der Tischtuchquaste.

«Hast du Morgan gesehen? Was hat er dafür bezahlt?»

«Ich habe eigentlich Herrn Morgan nicht gesehen,» sagte er, «weil Herr Morgan schon seit einem Monat in Europa ist. Weißt du aber, was mich verstimmt, Billy. Dieses Bild wird samt Rahmen in allen einschlägigen Geschäften für 3 Dollar 48 Cents verkauft. Und für den Rahmen allein ohne das Bild verlangen sie 3 Dollar 50. Das kann ich beim besten Willen nicht begreifen.»

Der Taschendieb

Ein Geschichtchen aus dem Leben eines Gauners

Von *Peter Prior*

(Nachdruck verboten)

Arpad Fekete saß in einem Kaffeehaus in Berlin W. und las die Zeitung. Seiner Meinung nach war das Kaffeehaus nicht ganz auf der Höhe, denn man bekam nicht einmal den «Pesti Hirlap», sein Budapester Lieblingsblatt. Und gerade der «Pesti Hirlap» war immer das erste, das seine Großtaten registrierte. Arpad Fekete war nämlich seines Zeichens Taschendieb und eine Größe auf diesem Gebiet. Da hatte er nun vor 14 Tagen in Budapest auf dem Hauptbahnhof ein recht nettes Geschäft gemacht. Ohne jede Gefahr 10,000 Mark erbeutet. Gute deutsche Reichsmark. Und er konnte bis jetzt nirgends den «Pesti Hirlap» bekommen, selbst in Berlin nicht, wohin er ausgerechnet wegen des Blattes gefahren war. Und das wollte eine Weltstadt sein!

Arpad Fekete beguckte sich die schönpolierten Fingernägel, strich durch das schwarze, gelockte Haar. War ein schneidiger Kerl, der Arpad, nur ab und zu kam ein ganz leichtes Schielen aus dem linken Auge gehuscht. Gesessen

hatte Arpad Fekete erst zweimal, in Wien und London. Eineinhalb Jährchen unter netten Leuten, die partout von ihm etwas lernen wollten. Arpad war nicht sehr guter Laune. Er hatte vor drei Tagen in Breslau eine «Landsmännin» kennen gelernt, nettes Mädel, gute Figur. Kurz und gut, Arpad Fekete hatte sich getäuscht in der blonden Ungarin. Blonde Ungarinnen taugen nichts, das wußte er längst. Aber er war noch nie so hineingefallen wie diesmal. Ein guter Teil der Budapester Beute war in ihren weichen Händen. Und dies nicht auf rechtmäßige Weise. Arpad zuckte die Achseln. Immer noch Lehrgeld. Immer noch Stümper. —

Da! Arpad blickte kurz und scharf auf einen wohlbeleibten Herrn, der sich emsig bemühte, aus einem Stoß Zeitungen ein bestimmtes Blatt hervorzusuchen. Eine schwere goldene Kette baumelte an der weißen Weste, und wenn Arpad nicht alles trügte, mußte sich an der bestimmt echten Kette auch eine schöne Uhr befinden. Arpads Spezialität waren keineswegs Taschenuhren, vielmehr Brieftaschen, aber er hatte einen guten Empfehlungsbrief an einen Herrn in Berlin in der Tasche, und es gab augenblicklich Geld für Goldsachen. Nicht viel, aber immerhin etwas.

Der dicke Herr suchte noch immer, und Arpad näherte sich dem Zeitungsschrank und suchte mit. — Bald hatte Arpad seine Zeitung gefunden, aber der dicke Herr suchte noch immer. Er mußte wenig Zeit haben, denn er blickte plötzlich nach der Uhr im Kaffee, zog dann mit nervösem Ruck die seine aus der Tasche — — Das heißt, er wollte sie aus der Tasche ziehen, sie war aber verschwunden. —

Arpad Fekete saß ruhig auf seinem Platz und las.

Nun ging der Radau los. «Ein Taschendieb im Lokal! Polizei!»

Arpad blickte nur leicht über seine Achsel und runzelte die Stirn wegen der Störung. Im Kaffee waren noch zwanzig Gäste, und der Verkehr am Zeitungsschrank war stark. Wer war nun der Täter?!

Und siehe da! Es stellten sich zwei Kriminalbeamte ein. Der eine von ihnen verschloß sorgfältig die Tür des Kaffees, der andere, ein sehr gemütlich aussehender Herr bat die Gäste, sich einer kurzen Untersuchung zu unterziehen. Arpad Fekete war der erste, der sich stellte. Nichts zu finden. Wieder nichts. Nichts und weiter nichts. Der dicke Herr stand dabei und schwizte vor Angst um seine Uhr.

Die Beamten schickten sich zum Gehen an, da bat der Herr, sie möchten doch noch einen Augenblick bleiben, um drei Uhr werde der Dieb ermittelt sein.

Gut! Man blieb. Es fehlten noch drei Minuten an drei Uhr. Fekete ging, die Zeitung in der Hand, nervös auf und ab, die anderen Gäste tranken ihren Kaffee und rissen Witze. Um drei Uhr standen sie alle wieder um den schlau grinsenden Dicken und die Polizei umher. Und es schlug drei.

Da kam plötzlich der Piccolo gerannt und rief: «Dort aus der Kaffeetasse schlägt es auch drei Uhr.» Die Beamten waren wie der Blitz bei der Tasse, und richtig, sie hörten noch die letzten Schläge: Bamm—bamm. «Wem gehört die Tasse?» rief der eine Beamte. Die gehörte aber niemandem, sie war halb voll und ein Gast, der längst fort war, hatte sie ungeleert stehen gelassen.

Der Dicke nahm freudestrahlend seine Uhr in Empfang. Arpad Fekete beglückwünschte ihn mehr wie alle andern Gäste.

Beim Nachhauseweg ärgerte sich Fekete. Aber nicht etwa wegen der lumpigen Uhr, nein, wegen seiner Dummheit, sich an einer Sache zu vergreifen, die im nächsten Augenblick laut schreien konnte: Hier bin ich! Er war und blieb eben ein Stümper.

DIE BUNTE WELT

Der schweigsame Bischof

Eine Geschichte aus der Zeit der französischen Nachrevolution

Nach den Jahren der französischen Revolution trieb in der Umgegend von Paris ein Räuberhauptmann mit Namen Cartouche sein Unwesen und machte überall von sich reden. Der Gauner war der Schrecken der Bevölkerung und das Entsetzen der Polizisten. Wie erfinderisch er war, zeigt folgender Vorfall: Eines Tages traf Cartouche einen alten Bettler, der nichts als ein altes Hemd und ein paar zerrissene Hosen zu verlieren hatte. Das Gaunergenie kam bei dem Anblick des hilflosen Greises sofort auf einen praktischen Einfall. Er schüchterte den Mann dermaßen ein, daß dieser sich willig bereit erklärte, alles zu tun, was Cartouche von ihm verlangte, wenn er ihm nur sein Leben lasse. Cartouche verlangte weiter nichts von seinem Opfer, als daß es zu allem, was es gefragt wurde, stets nur die Antwort gebe: Oui, monsieur. — Der Greis ließ sich gerne in das Ornat eines Bischofs stecken. Unterdessen verkleidete sich Cartouche als Geistlicher, während er seine Getreuen in die Livree von Dienern steckte. In diesem Aufzug fuhr die Bande vor dem ersten Tuchgeschäft von Paris vor, wo der «hohe» Besuch natürlich große Dienstbeflissenheit hervorrief. Cartouche, der als Domherr verkleidet war, ließ sich die reichsten Stoffe für geistliche Gewänder vorlegen und unterhandelte mit dem «Bischof», der zu allem sein eingedrilltes «Oui, monsieur» lallte. Schließich einigte man sich auf einen beträchtlichen Posten Stoffe. Der «Domherr» Cartouche machte dann den Vorschlag, den Betrag zur Hälfte in Gold und zur Hälfte in Silber zu bezahlen und das Tuch einstweilen nach dem Hotel zu bringen. Selbstverständlich lallte der «Bischof» wieder sein «Oui, monsieur», und Cartouche mit seinen Spießgesellen entfernte sich eiligst, indem er den Bischof warten ließ, bis das Geld überbracht werden würde . . . Der Kaufmann bemühte sich unterdessen, den hohen Besuch zu unterhalten, erhielt aber für seine Bemühungen immer nur das stereotype «Oui, monsieur». Schließlich schöpft der Kaufmann Verdacht und benachrichtigt die Polizei. Leider zu spät. Denn der zitternde «Bischof» weiß den Polizisten nichts anderes zu erzählen, als daß er von Cartouche und seiner Bande zu dieser Rolle verdammt worden sei, wenn ihm sein Leben wert sei. — Der Kaufmann, der nun sah, daß er der Geprellte war, setzte alle Hebel in Bewegung, um des frechen Diebes und seiner Stoffe wieder habhaft zu werden — doch vergebens. Außer dem «Bischof» hatten sich alle Helfershelfer Cartouches in Sicherheit gebracht, und auch den «Bischof» mußte man laufen lassen, da er zu der strafbaren Rolle genötigt worden war.

Die Ungezieferfalle

Das Problem der Ungeziefervertilgung ist durchaus ernst und gewichtig. Nicht nur, daß sie schwere Infektionskrankheiten verschleppen, können sie einem das Leben zur Hölle machen, den Schlaf vernichten und so langsam, aber sicher Freude und Gesundheit zerstören. Dabei gibt es wahre Wanzenburgen, Häuser, aus denen die Schmarotzer mit keinem Mittel vertrieben werden können. Ein Verfahren, das leicht, sicher und kostenlos in kürzester Zeit alle Bettwanzen in dem Zimmer vernichtet, hat darum große Bedeutung. Zudem ist das Verfahren höchst origienell und so gut wie völlig unbekannt. Es lautet: Man nehme Bohnenblätter. Nichts anderes als die Blätter der gewöhnlichen Speisebohne. Die Blätter legt man einfach auf den Boden des Raumes, so daß die untere, mit feinen Härchen bedeckte Seite der Blätter nach oben gekehrt liegt. Man knausere nicht, sondern lege die Blätter reichlich auf, etwa dreißig Stück auf den laufenden Meter. Dann lege man sich getrost schlafen, denn der Blätterläufer ist eine verläßliche Wanzenfalle. Ueber Nacht kriechen die Tiere auf die Blätter und bleiben da sitzen, so daß sie mit den Blättern entfernt und vernichtet werden können.

St. v. Bogdandy, der das Verfahren in den «Naturwissenschaften» mitteilt, hat in stark verwanzten Zimmern eine so dichte Ansammlung der Wanzen auf den Blättern beobachtet, daß sie völlig bedeckt waren. In solchen Fällen konnte er beim ersten Ausbreiten der Blätter bis zu einem Kilogramm (!) Wanzen mit den Blättern aus dem Zimmer entfernen. Die Vernichtung ist eine gründliche; denn bei Wiederholung des Versuches sind nur mehr einzelne Wanzen auf den Blättern zu finden und nach drei bis vier Ausstreuungen fanden sich überhaupt keine mehr. Die auf den Blättern befindlichen Insekten scheinen in einem betäubten Zustand zu sein, denn sie reagieren auf mechanische Reizung nur sehr träge, sind kaum vom Platze zu bewegen.

Kurz und gut: die Ungeziefersalbe — die angenehmste und oft entbehrte — ist gefunden. Da Bohnenblätter in beliebigen Mengen zu haben sind und die Methodik so mühelos ist, wäre allen, die es angeht, nur zu raten, den Versuch einmal zu machen. Gelingt es, dann wird man gut daran tun, auf Reisen in den Koffer ein Bündel Bohnenblätter zu packen, man kann nie wissen — ob es der Wirt im Kurort schon weiß. Vielleicht wird man anderseits davon abkommen müssen, auf dem Balkon die so beliebten Feuerbohnen zu ziehen, denn sie dürften ein verruchter Magnet für das lichtscheue und bohnensüchtige Insektengesindel sein.

Nicht mehr Bella, sondern Bernhard

Das Bezirksgericht in Lodz hat über Ansuchen einer Frau Bella Newarska die Aenderung ihres Vornamens in Bernhard und damit die amtliche Anerkennung ihrer Geschlechtswandlung vollzogen. Frau Newarska brachte ärztliche Zeugnisse bei, wonach ihr Organismus seit längerer Zeit eine Wandlung durchgemacht hat, die ihr nach einem kleinen operativen Eingriff sogar die Heiratsfähigkeit sichert.

Tadellos geschlafen... und Du?

Auch ich, danke schön!

Tatsache?

Jawohl, aber warum frägst Du mich mit solchem Nachdruck?

Du scheinst zu vergessen, daß wir gestern spät abends nach dem Theater noch Kaffee tranken. Vorzüglich und stark aufgegossen war er obendrein, dieser Kaffee! Und Du weißt wohl noch, daß der Kaffee uns früher manch' unruhige Nacht verursachte.

Wirklich, ich habe nicht einmal daran gedacht! Ja, er war ausgezeichnet, wie Du sagst. Uebrigens wundere ich mich jetzt darüber, daß Du zu später Stunde noch Kaffee servieren ließest, bist Du doch so fürsorglich, ja ängstlich, seitdem meine Nerven streiken.

Eben, Du erinnerst mich daran! Es scheint mir, es geht ihnen besser, diesen armen Nerven. Auf jeden Fall klagst Du nicht mehr wegen Arbeitsüberhäufung . . . und . . . soll ich's Dir sagen . . . ich finde Dich charmant in letzter Zeit, Hans! Dagegen warst Du früher oft wirklich unausstehlich.

So! Du beginnst den Tag ja gut . . . . mit Komplimenten! Ja, gewiß, ich fühle mich jetzt wohler, vor allem schlafe ich ruhiger, so daß ich voll Energie und Schaffenslust erwache. Woher mag das wohl kommen?

Ich will's Dir sagen! Entsinnst Du Dich, vor kurzem machte ich Dich auf Kaffee Hag aufmerksam. Du hattest nur ein Achselzucken zur Antwort, was wohl besagen sollte, daß Dir Dein Kaffee viel zu lieb sei, als daß Du einwilligen würdest, ihn gegen einen anderen zu vertauschen. Du wirst staunen, wenn ich sage, daß Du nicht nur gestern abend, sondern seit bald einem Monat nur Kaffee Hag getrunken hast.

Du scherzest wohl! Kaffee Hag! Aber ich müßte es doch gemerkt haben! Ist es nicht diese Firma, die die Devise „Kaffee Hag schont Ihr Herz" propagiert? Zweifelsohne, weil er vom Coffeïn befreit ist. Auch dieser verschmitzte Araber . . . Salam aleikoum!!!... muß immer dabei sein. Auch er hat seine Berechtigung, denn als Kaffeekenner kann er ja nur einen echten, guten Kaffee rühmen. Jetzt verstehe ich, warum wir trotz Kaffee gut geschlafen haben. Ich kapituliere, Du hast mich überzeugt! Beweis dafür ist, daß ich nie auch nur einen geringen Unterschied im Geschmack und Aroma zwischen dem ausgezeichneten Kaffee, den wir früher tranken, und coffeïnfreiem Kaffee Hag gefunden habe.

Aber Du vergißt die Hauptsache: Deine wieder eroberte Gesundheit! Und meine rosigen Wangen, die Du kürzlich zu beachten geruhtest. Alles das dank dem Kaffee Hag. Wir wissen nun, daß er ganz harmlos ist, ich freue mich also, ihn fortan auch den Kindern geben zu dürfen. Auch wirst Du gut daran tun, ihn im Café zu verlangen; er ist sicher überall zu haben; bald jedermann verlangt ihn.

Freilich, das werde ich tun! Nie hätte ich geglaubt, daß das Coffeïn im Kaffee so unangenehm, ja schädlich wirken kann. Ich habe Dir jetzt nur noch zu danken. Als Egoist kennst Du mich ja, aber heute wünsche ich doch jedem eine besorgte, kleine Frau wie Du. Und nun gehe ich schleunigst frühstücken, mit Kaffee Hag natürlich!